

Nr. 135 — **Bromberg, den 15. Juni 1933.**

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(15. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Der Marquis hatte zugleich mit Eifersucht und mit Entzücken Barbaras Worten gelauscht und ihre bewegte Miene beobachtet. Sie berichtete dann weiter, daß sie auf Wunsch des Doktors bei ihm geblieben und daß es ihr eine Freude sei, an seinem wundersamen und gefeierten Dasein Anteil zu haben.

„Wie kommt es aber," fragte er nun, „daß Ihr den Doktor nicht in die Gesellschaften begleitet, die zu seinen Ehren gegeben werden? Man hat Euch bisher in der Öffentlichkeit nur an seiner Seite im Wagen gesehen."

Barbara schien sich über diese Fragen zu wundern. Ihr Gesichtsausdruck verriet, daß sie noch nie an die Möglichkeit gedacht, mit dem Magier in der großen Gesellschaft zu erscheinen.

„Er ist wahrscheinlich eifersüchtig?" fuhr Marquis de Cartigny listig fort. War doch der Hauptzweck seiner Ausfragerei, sich Gewißheit über die Art von Barbaras Beziehungen zu dem Magier zu verschaffen.

Er hätte solche Umwege gar nicht nötig gehabt, denn in leidenschaftlichem Tone rief Barbara:

„Er hätte zu Eifersucht, weiß der Himmel, keine Ursache! Ich liebe nur ihn allein und werde nie einen andern lieben, so lange ich atme!"

„Hm, hm," machte der Marquis und nickte sehr besorgt vor sich hin.

Eine kleine Pause entstand. Dann wurden draußen hastige Schritte hörbar, und Doktor Markondonatos trat ein. Seine Miene zeigte im ersten Augenblick ein peinliches Erstaunen, als er den Marquis in Barbaras Gesellschaft antraf. Fürchtete er doch immer, daß Barbara in ihrer Freimütigkeit etwas Unbedachtes sagen könne. — Nur diese Besorgnis war der Grund, weshalb er bisher immer wieder gezögert hatte, Barbara mit in Gesellschaft zu nehmen, obwohl er sich in seiner Eitelkeit nur allzu gern neben dem eigenartig schönen Mädchen zeigte. — Der Magier zwang sich aber sofort zu der gewohnten ernstmilden Miene, belobte Barbara, daß sie dem Marquis die Wartezeit verkürzt habe und entließ sie dann aus dem Zimmer.

Als die Behandlung beendet war, kam der Marquis nach vielen Umschweifen auf Barbara zu sprechen. Er äußerte Besorgnis, daß dem jugendlichen Geschöpf die allabendliche Einsamkeit nicht bekömmlich sein werde, und kam endlich mit seinem Anliegen heraus: Doktor Markondonatos möchte zu dem Gastmahl, das am folgenden Abend bei ihm, dem Marquis, stattfinden sollte, seine Begleiterin mitbringen.

„Fügt, großer und hochgelehrter Meister," — so schloß er — „zu der Weihe, die Eure überirdische Macht und die in Aussicht gestellten neuen Wunder dem Feste geben werden, auch noch die Krönung durch die Schönheit dieses herrlichen Mädchens! — und Ihr werdet des ewigen Dankes meiner erlauchten und hochedelgeborenen Gäste gewiß sein dürfen."

Und da der Marquis das Zögern in des Doktors Miene wahrnahm, zog er einen prächtigen Brillantring vom Finger, überreichte ihn dem Magier und fügte hinzu: „Und meinen Dank nehmt schon im voraus!"

Mit schnellem und sachkundigem Blick hatte Markondonatos den großen Wert des Ringes erkannt, und das gab den Ausschlag.

„Glaubt nicht, Herr Marquis," erwiderte er, „daß ich mir meine Zustimmung würde abkaufen lassen, — am wenigsten durch Edelsteine; denn ich kann aus jedem Kiesel einen Diamanten machen. Doch ich nehme den Ring als schönes Zeichen Eurer freundlichen Gesinnung gern entgegen. — Eure liebenswürdige Einladung aber werde ich Barbara übermitteln, und ich bin überzeugt, daß sie ihr gern folgen wird."

Nekromantie.

Als Barbara dem Marquis gegenüber ihrem Glauben an die übernatürlichen Kräfte des Magiers so leidenschaftlichen Ausdruck gegeben, hatte sie keineswegs gegen ihre Überzeugung gesprochen. Und ebenso fest wie sie glaubte auch William, der blonde Diener, an die wunderbaren Fähigkeiten seines Herrn.

Der schwärmerische junge Engländer hatte den Magier und dessen Wundertaten in seiner Heimatstadt Bristol kennen gelernt und war ihm dann in seiner Begeisterung so lange von Stadt zu Stadt gefolgt, bis Morkondonatos endlich seinen Bitten nachgab, ihn in seinen Dienst zu nehmen.

Ganz gleichgültig stand der Sudanneger den Taten des Magiers gegenüber, und es war unklar, ob er seinen Herrn für einen Schwindler oder für einen Propheten hielt. Er war zufrieden, daß er seinen guten Lohn bekam, und lehnte Fremden gegenüber jede Auskunft über Markondonatos ab.

Anders stand es mit Satuk, dem alten Asiaten. Er war völlig in die betrügerischen Kniffe seines Herrn eingeweiht und übertraf ihn noch in mancher Beziehung. Er stammte aus Samarkand, dem Zentrum orientalischer Gelehrsamkeit und Geheimwissenschaft, und beherrschte viele okkulte Künste, von denen man in Europa damals noch nichts ahnte. Auch die seltene Kunst, alle Funktionen seines Körpers, selbst die Atmung und die Herztätigkeit, auf längere Zeit stillzulegen — wie sie noch heute von indischen Fakiren gezeigt wird —, beherrschte dieser Asiate, was ihm auch ermöglichte, sich tagelang lebendig begraben zu lassen. Von Satuk hatte Markondonatos für sein Betrügerhandwerk viel Wertvolles gelernt und bezahlte ihn am höchsten von seinen Dienern.

Am genauesten wußte der griechische Diener Demetrius über den Magier Bescheid. Er war nämlich, was niemand — selbst Barbara nicht — wußte, der jüngere Bruder von Markondonatos und kannte daher den Lebenslauf des Schwindlers bis ins kleinste:

Leonidas Markondonatos war als Sohn eines griechischen Schankwirtes in Smyrna geboren. Schon in seinem zehnten Lebensjahre war der Taugenichts seinen El-

tern entlaufen und hatte sich dann fünfzehn Jahre lang in allen Ländern der Levante und des Orients umhergetrieben. Seine ganz außergewöhnliche Begabung hätte diesen Menschen befähigt, ein großer Gelehrter zu werden. Doch sein Sinnen war mit einer fast krankhaften Leidenschaft nur auf Betrug gerichtet. Dies ging so weit, daß ihm ein ehrliches Geschäft mit hohem Verdienst weniger Reiz bot, als ein Schwindel mit geringem Gewinn. Auch von den Wissenschaften zogen ihn nur diejenigen an, die sich zur Täuschung seiner Mitmenschen verwerten ließen, und er betrieb diese Studien mit zähem Fleiß und seltenem Scharfsinn. Seine chemischen, physikalischen und medizinischen Kenntnisse waren ungeheuer. In Indien, Turkestan, Persien und Ägypten hatte er sich jahrelang fast ausschließlich seinen okkulten Liebhabereien gewidmet und sich seinen Lebensunterhalt dabei durch fast geniale Betrügereien erworben. Alle Sprachen dieser Länder erlernte er spielend und beherrschte sie stets schon nach wenigen Monaten mit allen Feinheiten. — Endlich hatte der große Krieg auch ihn, wie so viele Abenteurer, nach Europa gelockt. Und er, der seit Kindheit nur unter abgefeimten und mißtrauischen Orientalen gelebt, hatte hier nur allzu leichtes Spiel.

Seine Gewissenlosigkeit kannte keine Grenzen und wurde nur noch von seiner Eitelkeit übertroffen. Da die Natur diesem Schuft in einer sonderbaren Laune ein selten schönes, ja edles Äußere verliehen hatte, liefen ihm die Frauen und Mädchen in Scharen zu. Schon einige Male war er auf Betreiben von Eifersüchtigen angeklagt worden, mit zauberischen Liebestränken zu operieren, und er hatte sich nur durch rechtzeitige Flucht den Gefahren eines Hexereiprozesses entziehen können. Dabei waren seine Beziehungen zu den Frauen nie über flüchtige und seelenlose Abenteuer hinausgekommen.

Da kreuzte Barbara seinen Weg, und zum ersten Male in seinem Leben überkam ihn eine wirkliche Liebesleidenschaft. Dieses gänzlich neue Gefühl verwirrte ihn anfangs so völlig, daß er, der Hexenmeister, geneigt war, sich selbst für behext zu halten; denn er traute sich eine tiefere Empfindung einfach nicht zu. — Dieser rauschartige Zustand von Verliebtheit hielt nur einige Monate an. Aber soviel Zuneigung zu Barbara hatte er sich doch bewahrt, daß ihm eine Trennung von ihr schmerzlich gewesen wäre. Und da er ihre Bedingungslosigkeit im Fühlen kannte, und wohl wußte, daß sie sich mit lauen Empfindungen nicht begnügen würde, hütete er sich wohl, sie die Ernüchterung seiner Leidenschaft merken zu lassen. Noch niemals war bisher zwischen ihm und Barbara auch nur ein unfreundliches Wort gewechselt worden, und sie fühlte sich als das glücklichste Geschöpf unter der Sonne.

Da brachte ihr das Gastmahl bei dem Marquis de Cartigny die erste Enttäuschung.

Die Geladenen, an hundert Herren und Damen der Pariser Aristokratie, waren in dem prunkvollen Saale fast vollzählig versammelt, als der Haushofmeister die Ankunft des Doktors Markondonatos und seiner Begleiterin meldete. Auf einen Wink des Marquis gruppierten sich die Gäste in einem großen Halbkreis. Dann setzte das kleine Orchester mit einem feierlichen Marsch ein, die Türflügel wurden geöffnet, und der Magier, mit Barbara am Arm, hielt seinen Einzug.

Eine starke Bewegung ging durch die Versammelten, denn die Erscheinung des Paares hatte etwas überaus Phantastisches.

Der Magier zeigte seine ernsteste Miene. Er wußte nur zu gut, daß nichts so gefahrvoll für ihn war als sein Lächeln, das mit einem Schlage den Spitzbuben verriet und das er sich im Laufe der Jahre mit zäher Energie fast ganz abgewöhnt hatte. Sein schmales, bleiches Gesicht wirkte in der dunklen Umrahmung wie aus Marmor gemeißelt. Schwarz war sein halblanges, schlichtes Haar, sein kleiner Schnurrbart und der starre Knebelbart. Aus schwarzem Samt war sein spanisches Gewand, — das gebauschte Wams mit den engen Ärmeln, die kurze, bauschige Hose, schwarz die seidenen Beintrikots. Nur die goldene Halskrause, die goldenen Spitzenmanschetten und der goldene dünne Degen milderten ein wenig das Düstere seiner Erscheinung. Er wirkte auf die Anwesenden, als käme er aus einer vergangenen Zeit, denn die spanische Tracht war längst aus der Mode gekommen.

Auch Barbara war keineswegs nach der Mode gekleidet. Markondonatos hatte ihr in aller Eile nach seinen Angaben ein Festkleid machen lassen. Es war aus einem meergrünen, fließenden Seidenstoff gefertigt und hatte den einfachen Schnitt eines griechischen Chitons, so daß erst ihr knabenhaft schlanker Körper diesem Gewand Form und Reiz verlieh. Den einzigen Schmuck bildeten Gürtel und Schuhe, gefertigt aus einem vergoldenen Stoff, der genau die Farbe von Barbaras Haaren hatte, und besetzt mit prachtvollen Diamanten. Die metallfarbenen dichten Locken fielen ihr lose auf die Schultern. Die Schönheit der Kleidung war ganz auf den Zusammenklang der beiden Farben, Meergrün und Kupferrot, gestellt, die dem elfenbeinfarbenen Gesicht und den übergroßen, schwarzen Augen eine faszinierende Wirkung gaben.

Und wenn noch etwas gefehlt hätte, um die Wirkung dieses seltsamen Paares zu steigern, so war es der Gegensatz im Ausdruck ihrer Mienen: denn während des Magiers Gesicht ernst und unbeweglich blieb, waren Barbaras Züge von dem Lächeln einer rührend kindlichen Freude verklärt. Von klein auf daran gewöhnt, bei ihren akrobatischen Vorstellungen die neugierigen Blicke einer vielköpfigen Menge auf sich gerichtet zu fühlen, zeigte sie auch in diesem Kreise nicht die geringste Befangenheit, so daß niemand den Eindruck hatte, sie erscheine das erstemal in großer Gesellschaft.

Marquis de Cartigny ging den beiden entgegen, — ein wenig auf seinen Krückstock gestützt, aber mit dem Bemühen, jugendliche Leichtigkeit vorzutäuschen, was ein wenig komisch wirkte. Drei Schritte vor dem Paare blieb er stehen, verneigte sich und hielt eine Begrüßungsansprache. Er pries in schwülstigen Ausdrücken die Macht und die Gelehrtheit des Magiers und mit überzierlichen Worten Barbaras Schönheit und Anmut. Dann bot er Barbara seinen Arm.

Mit strahlendem Lächeln, als handle es sich um ein lustiges Spiel, schritt sie zwischen dem Edelmann und ihrem Geliebten dahin, erst grüßend den großen Halbkreis der Gäste entlang und dann zu der prunkvoll gedeckten Tafel.

Als nun aber der Haushofmeister die Plätze anwies, schwand das Lächeln von ihrem Gesicht. Sie selbst mußte zur Seite des Gastgebers an dem einen Ende der Haupttafel Platz nehmen, während dem Doktor Markondonatos sein Sitz am anderen Ende der langen Tafel zugewiesen wurde. Da an diesem Mitteltisch nur Herren und Damen des höchsten Adels untergebracht waren, erschienen beide Tischenden als gleichmäßig bevorzugte Plätze. Aber Barbara war über die Trennung von dem Geliebten so bestürzt, daß sie flehende Blicke zu ihm hinübersandte.

Der Magier, der einer Nichte des Gastgebers, einer dunkelhaarigen, schönen Frau, zur Seite saß, tat, als merke er nichts von Barbaras Enttäuschung. So mußte sie sich in das Unvermeidliche fügen; aber ihre frohe Stimmung war verschwunden.

Nur eintönig gab sie auf die Fragen des Hausherrn Antwort und ließ ihre Blicke nachdenklich die Reihen ihrer Tischgenossen entlang schweifen. Jetzt erst bemerkte sie, was ihr in der Fülle von Glanz und Farben zuerst nicht aufgefallen war: daß viele Damen dieser adligen Gesellschaft, der neuesten Pariser Mode und den Gebräuchen des sittenlosen französischen Hofes folgend, eine unerhört schamlose Entblößung ihrer weiblichen Reize zeigten. Noch frivoler als die Kleidung waren ihre Gespräche. Mit den zierlichsten Worten rief man einander die frechsten Anspielungen und schlüpfrigsten Scherze zu, und je angeregter die Stimmung wurde, desto ungenierter ging man auch zu Zärtlichkeiten über. Hier schien alles erlaubt, soweit es nur mit Witz und Grazie geschah.

Auch Marquis de Cartigny wurde immer dreister und flüsterte Barbara die gewagtesten Schmeicheleien ins Ohr. Als er einmal — es war gegen Ende des Mahles, — dabei einen flüchtigen Kuß auf ihre Locken drückte, sah gerade Doktor Markondonatos vom anderen Ende der Tafel herüber. Barbaras Blicke hängten sich hilfesuchend an ihn. Doch er wandte sich sofort wieder seiner Nachbarin zu, als habe er nichts von der Zudringlichkeit des Gastgebers bemerkt.

(Fortsetzung folgt.)

Kämpfe mit Riesenschlangen.

Tiertragödien im tropischen Urwalde.

Von Karl Waldemar.

Furcht vor Schlangen? Den Kulturvölkern angeboren, wächst sie mit ihnen auf. Aus diesem Grunde werden die Reptilien meist unterschiedslos getötet. Die wilden Völker wissen harmlose Schlangen von giftigen zu unterscheiden, töten aber beide, denn die Schlangenhaut ist wertvoll.

In Südamerika besonders gilt die Jagd den Riesenschlangen, die allesamt nicht giftig sind. Unter diesen ist die prachtvoll bunte Königsschlange zumeist begehrt, auch weil ihr Fleisch von den Wilden gern gegessen wird. Gefährlich werden Riesenschlangen dem Menschen nur, wenn er sie angreift, dem Tiere, wenn sie lange nichts gefressen haben. Sie halten es anderthalb Jahre lang ohne Nahrung aus. Bei Hunger gehen sie nachts auf Raub. Rehe, Schafe, Wildschweine und dergleichen sind die Opfer, die noch lebend verschlungen werden. Ging eine Boa Konstriktor doch sogar einmal auf einen Büffel los. Gewohnheitsmäßig schlängelte sie sich zuerst um seinen Leib, um ihm die Knochen zu zerdrücken. Der Stier raste davon. Er konnte sich mit seinen Hörnern der Schlange nicht erwehren und jagte mit ihr durch die Pampa, bis er erschöpft zu Boden sank. Doch brachte sie den fetten Bissen nicht hinunter und erstickte daran.

Die Indianer suchen Riesenschlangen in Höhlen oder im Buschwerk auf. Dort trennen sie ihnen mit ihrem Tomahawk den Kopf vom Rumpfe. Das muß blitzschnell geschehen, sonst wendet sich das Blatt. Die Schlange beißt dem Angreifer in die Hand und windet sich um seinen Leib. Dadurch macht sie ihn wehrlos. Das alles erfolgt so rasch, daß keine photographische Platte imstande ist, es aufzunehmen. Die Rothäute sind darauf gefaßt. Zu zweien und dreien begeben sie sich auf die Schlangenjagd. Wird einer beim Kampf umzingelt, so nimmt der andere seine Machete und schneidet damit der Schlange den Kopf ab.

Das interessanteste aller Schlangenabenteuer in den letzten Jahren ist dem Forscher Hasler zugestoßen. Er hielt sich an den Ufern des Orinoko auf, durchstreifte den Amazonas-Urwald und schoß einen Steinadler, der von den gegenüberliegenden Felsen kam. Der Vogel stürzte in die Fluten. Bald tauchte aus dem schmutzig gelben Wasser des Stromes der Rachen eines großen Krokodiles auf, ergriff die Beute und schwamm auf eine Sandbank inmitten des Flusses.

Noch hatte der Riesen-Kaiman seine Mahlzeit nicht beendet, da näherte sich von der anderen Seite eine Königsschlange, die sich nur langsam fortbewegte und sich auf die Sandbank schob, sich hier zu sonnen. Sie war mindestens acht Meter lang. Das bunt gefleckte Riesen-Reptil näherte sich immer mehr dem Krokodil. Da spritzte der Sand auf, und der Kaiman öffnete den Rachen. Im gleichen Augenblick war er dreimal umschlungen. Blitzartig. Und nun begann ein Ringen auf Tod und Leben. Das Krokodil versuchte immer wieder, sein gewaltiges Gebiß dem Feind näher zu bringen — umsonst, die Schlange war nicht zu erreichen. Man sah nur, wie sie sich immer fester um den Leib der Riesenechse wand und wie dies auf dem Lande sonst so träge Tier mit seinem schweren Schwanze den Sand nach allen Seiten schlug. Dann lagen beide Tiere regungslos.

Die Sonne neigte sich indessen dem Horizonte zu, und in der Dämmerung nahm der Forscher wahr, wie sich das Krokodil mit seiner Last dem Wasser zu bewegte. Bald peitschte es die Flut wütend mit dem Schwanze. Dann wurde es still. Die Fluten deckten alles zu. Der Schrei des Jaguars mahnte Hasler, seinen Rückzug anzutreten. Am nächsten Morgen zog es ihn noch einmal zur Sandbank hin. Da lagen die Ungetüme wieder wie am Tage zuvor. Es schien, als wären ihre Kräfte jetzt gebrochen. Leblos ruhten sie im Sande. Um sich Gewißheit zu verschaffen, nahm der Forscher Steine und warf nach ihnen. Er traf den Kopf der Echse. Sie fuhr wild auf. Der Kampf entbrannte aufs neue. Aber die Schlange lockerte ihre Umklammerung nicht, bis beide Tiere wieder im Wasser verschwunden waren.

Der dritte Tag erst sollte die Entscheidung bringen. Das Krokodil lag unbeweglich auf der Sandbank, die Schlange zusammengerollt nicht weit davon. Der Forscher wollte Gewißheit haben und ließ sich durch ein Boot hinüber fahren. Das Krokodil war tot. Die Schlange lebte, aber sie vermochte sich kaum zu rühren. An vielen Stellen war ihre Haut zerfetzt, und nur die Doppelzunge, die sie weit herausstreckte, verriet, daß sie am Leben war. Sie hatte ihrem tapferen Gegner die Kehle zugeschnürt und war dadurch als Sieger aus dem wohl schwersten Kampfe ihres Lebens hervorgegangen.

Einen völlig anderen Verlauf nahm ein Kampf, den eine Riesenschlange im Sokoto-Gebirge in Westafrika bestehen mußte. Der Python wand sich, wie es die Gewohnheit dieser Tiere ist, auf einen hohen Baum. In halber Höhe wurde er plötzlich mit eisernem Griff umklammert und sah sich gleich darauf einem wilden, ausgewachsenen Gorilla gegenüber. Der Menschenaffe, dem selbst Löwen aus dem Wege gehen, hatte sein Ruhelager in den starken Zweigen aufgeschlagen und sah sein Einsiedlerleben bedroht. In rasenden Windungen suchte das Reptil ihn zu umschlingen. Doch hatte es nicht mit dem außerordentlich scharfen Gebiß des Affen gerechnet, von dem Forscher berichtet haben, daß er einen Gewehrlauf durchbeißen kann. Ein rasender Kampf begann. Später wurde die Schlange leblos, in zwei Teile getrennt, unter dem Baum gefunden.

In der Nähe Haiderabads hatte ein Inder große Besitzungen. Er feierte seinen Geburtstag. Eine größere Gesellschaft war geladen, die nach Tisch mit ihm beim Tee in seinem Garten saß. Die Kinder ergötzten sich am Spiel, und da die Hitze unerträglich war, so nahmen sie ein Bad im nahen Gadawari. Bald darauf hörte man sie laut um Hilfe schreien. Die Männer sprangen erschreckt auf und liefen an den Fluß hinunter. Da sahen sie den Sohn des Besitzers, einen Knaben von sieben Jahren; den nackten Körper hatte eine große Tigerschlange umschlungen. Die Männer stürzten sich sofort mit Stöcken und Messern auf das Reptil, das Kind von dessen Umklammerung zu befreien. Im nächsten Augenblick aber riß sich die Schlange von dem Knaben los und hatte blitzschnell gleich zwei von den Angreifern umzingelt. Ein dritter besaß Geistesgegenwart genug, rasch seinen Revolver hervorzuziehen. Er schoß die Schlange aus nächster Nähe in den Kopf. Sie war neun Meter lang. Den Anlaß zu dem grausigen Abenteuer hatte der Knabe gegeben, als er mit einem Riemen nach der Schlange schlug. Greift man diese Tiere nicht an, so lassen sie den Menschen unbehelligt.

Am nächsten Tage war die Tür zum Zimmer des Inders mit einer Girlande umrahmt — die Haut der Tigerschlange sollte dem Schicksal seine Dankbarkeit bekunden!

Liebe.

Skizze von Katharina Radetzky.

Karin nahm die schmale Besuchskarte entgegen und las „Georg Sörensen". Sie wurde rot bis in die Stirn und war verlegen wie ein junges Mädchen, als sie zu Mine, der Haushälterin, sagte: „Ich lasse bitten."

Georg Sörensen blieb zögernd an der Tür stehen. Versunken sahen sie sich an. Karin dachte: „Ihm hängt die Locke immer noch in die Stirn, nur silbern ist sie geworden. Aber seine Augen leuchten noch wie vor dreizehn Jahren."

„Grüß Gott, Karin!" brach Sörensen das Schweigen und fügte innig hinzu: „Schön bist du geworden!"

Karin neigte den Kopf. Wie diese Stimme ihr ans Herz griff! Genau wie damals.

„Sonst ist hier alles unverändert", sagte er und betrachtete beglückt die junge Frau, die im flimmernden Glanz der Morgensonne mitten im frühlingshellen Raume stand.

„Es ist vieles anders geworden", wandte Karin ein, als sie dann einander am Fenster gegenübersaßen. „Die Eltern, die du damals besuchtest, leben nicht mehr. Du kannst nun nicht mehr mit Vater über Laotse streiten und mit Mutter über ihre Vorliebe für Haydn scherzen."

„In der Natur wie in der Geschichte ist nicht Fortschritt am Werke, sondern Fortsetzung: Überlieferung!“ Moeller van den Bruck.

„Und du hast nicht geheiratet“, hakte Georg Sörensen ein, verstummte aber jäh, als hätte er schon zuviel gesprochen.

Karin sah, ohne zu erwidern, in den blühenden Garten hinaus. Im Geiste hörte sie ihre Kusine Ellen mit ihrer hellen, spitzen Stimme sagen: „Karin ist selber schuld, daß sie keinen Mann kriegt. Wenn einer sich ihr nähert, zeigt sie ihm solch hochmütig-hartes Gesicht, daß er sich sofort abwendet.“ Sie lächelte schmerzlich.

„Woran denkst du?“ fragte Sörensen.

„An damals“, erwiderte sie und dachte, daß alle Männer, die sie kennen lernte, verblaßten vor der Erinnerung an Georg Sörensen, der nach China gegangen war, um als Arzt und Forscher dort zu wirken. Wie hätte sie sein kühnes Gesicht, seinen eindringenden Blick je vergessen können? Sie entsann sich genau, wie selig sie erschrocken war, als sie ihn zuerst gesehen. Sie pflückte Salat im Garten, als er von der Straße hereintrat und nach dem Vater fragte. Der hatte von Sörensen schon viel erzählt und immer gesagt, er sei der fähigste Schüler, den er je gehabt. Sörensen war gekommen, um von dem geliebten Lehrer Abschied zu nehmen, ehe er dem Rufe nach China folgte. Die Eltern hatten ihn nicht gleich fortgelassen. Tage von unsagbarem Glanz waren das damals gewesen. Und als Sörensen ging, hatte er sie geküßt.

Schwer lastete auch auf ihm das Besinnen. „Damals warst du ein Kind, Karin“, sagte er zart.

Sie nickte. „Aber ich liebte dich, Georg Sörensen“, spann sie ihre Gedanken weiter, „und du wußtest es nicht.“

„Ich war sechsunddreißig und du gerade sechzehn“, versetzte er, als läse er in ihr wie in einem Buche.

„Und heute ist Georg Sörensen auf der Höhe seines Lebens; die Welt ehrt und bewundert ihn“, sagte Karin und lächelte wieder.

„Ich habe viel erreicht“, gab er zu, „aber auch viel entbehrt. Ich arbeitete und arbeitete und fand nie Zeit für mich selber. Ich habe nie Liebe erfahren.“

„Damals sagte Georg Sörensen, Liebe sei Illusion.“

Er erblaßte. Sie hatte jedes Wort aufbewahrt wie ein Kleinod. „Sagte ich das? Ja, ich setzte damals alles auf Erfolg, Ruhm, einen großen Namen.“

„Und heute?“ fragte Karin und sah ihn groß an. Das Blut klopfte ihr in Herz und Schläfen.

„Heute weiß ich, daß mein Leben arm ist ohne dich.“ Er neigte sich über ihre bebenden Hände.

Er war gekommen! Ihr Gefühl hatte nicht getrogen. Sie hatte auf ihn gewartet, sehnlich und immer sehnlicher. Und nun, nach dreizehn Jahren, war er doch gekommen!

„Karin“, sagte er, „du bist die Frau, nach der wir alle suchen gehen und die doch selten einmal einer findet.“

Es zwang sie in die Knie, und sie barg ihr Gesicht in seinen Händen. Er aber hob sie auf und küßte sie.



Gebet eines Quichua-Indianers.

O Geist von Gott, bist du allgegenwärtig hier?
Uns unbekannt — doch sehnt sich unser Herz nach dir!
Hörst du Gebet? — O hör auch unseren Schrei,
Neig dich herab, und geh uns nicht vorbei.

Send uns das Licht von deinem Angesicht,
Damit auch uns ein Sternlein leucht' in dunkler Nacht,
Die goldne Freiheit werd' auch uns gebracht,
So wollen wir beten stets an deine Macht!

Aus dem Englischen übersetzt von Eduard Spie.





Bunte Chronik



Fürsten heiraten aus Liebe.

Es scheint, daß die jüngere Fürstengeneration ganz energisch das alte Vorurteil Lügen strafen will, das besagt: Prinzen heiraten aus dynastischen oder sonstigen Vernunftsgründen, die Liebe kommt für sie zu allerletzt oder überhaupt nicht. Nach der Vermählung des deutschen Kronprinzensohnes beschäftigt sich nun die Presse mit der bevorstehenden Heirat des ältesten Sohnes des früheren spanischen Königs. An der Tür des Lausanner Rathauses kann man seit ein paar Tagen lesen, daß der Prinz von Asturien mit Dona Edelmira Campedro-Ocejo in den heiligen Stand der Ehe treten will. Dona Edelmira ist die Tochter eines cubanischen Farmers. Ihr Verlobter ist glücklicher Inhaber von 11 (in Worten: elf Vornamen) und einer Menge von Titeln, die allerdings nicht so zahlreich sind wie die seines exköniglichen Vaters, die in dem genealogischen Adelskalender 38 Zeilen beanspruchen. Immerhin aber ist er ein Märchenprinz, wie ihn die kleinen Mädchen erträumen: klug, edel, sportlich, unerhört intelligent und sooo schön! Und nun will er die erste beste Farmertochter heiraten, warum — weil er sie liebt. Die bürgerlichen Väter aller Welt sind entsetzt. Wo soll das mit den Liebesheiraten denn noch hinführen, wenn schon die Prinzen ihre alte Etikette in den Wind schlagen und solche Dummheiten machen.

*

Die Burenbibeln kommen zurück.

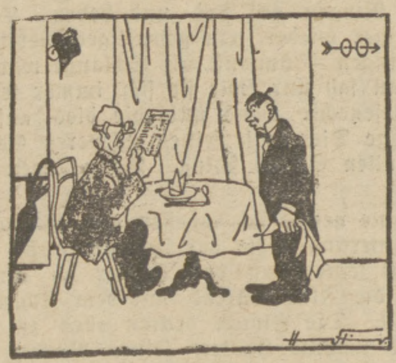
Die englischen Teilnehmer an dem Burenfeldzug hatten, wie es die Soldaten aller Kriege zu tun pflegten, allerlei Andenken aus Afrika mitgenommen. Unter diesen Souvenirs befanden sich auch häufig die alten und wertvollen Familienbibeln der Kolonisten, deren Verlust für diese umso schwerer wog, als sie größtenteils ihre wichtigsten Familienpapiere dem heiligen Buch anvertraut hatten. Diese seit Generationen aufgehobenen Dokumente schienen — als Andenken für die Eroberer völlig wertlos — nun auf Nimmerwiedersehen in England verschwunden. Aber seit 1903 existierte dort eine Bewegung, die auf die Rückgabe der Bücher drang, soweit dieselben noch ausfindig gemacht werden konnten. Im Verlauf von 30 Jahren ist es nun gelungen, 130 der Bibeln wieder zu bekommen, und nun ist man im Begriff, das Buch der Bücher nach Südafrika zurückzusenden und den rechtmäßigen Besitzern oder ihren Erben zuzustellen.



Lustige Ecke



Zumutung.



Kellner: „Vielleicht zarte, gebackene Froschschenkel oder Schwalbennester in Trüffelmayonnaise oder auch Schnecken in Rotwein?“

Gast: „Denken Sie vielleicht, ich bin gekommen, um Ihnen hier das Ungeziefer wegzufressen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg